

4. Erinnerungen und Berichte

Gastarbeiter in Anatolien: Der Alltag der deutschen akademischen Heimatvertriebenen in der türkischen Hauptstadt*

Kurt Laqueur

Nach einem Vortragsmanuskript von Kurt Laqueur
bearbeitet von seinem Sohn Hans-Peter Laqueur**

Der Titel, dem Sprachgebrauch der letzten Jahrzehnte entlehnt, ist vielleicht etwas unpräzise, aber nicht ganz unzutreffend: Die Deutschen, die in den Dreißigerjahren in Ankara wirkten, unterschieden sich wohl hinsichtlich ihrer sozialen Herkunft grundlegend von den Türken, die in der Bundesrepublik arbeiten. Aber sie waren wirklich Gäste und keine geduldeten Arbeitskräfte. Man hatte sie gerufen, so, wie wir drei Jahrzehnte später die Türken riefen. Und die Deutschen waren angesichts der Tatsache, daß man sie aus ihrer Heimat vertrieben hatte, sehr glücklich darüber, daß ihnen die Türkische Regierung die Möglichkeit zum Aufbau einer neuen Existenz gab.

Es hat sich eingebürgert, die Menschen, die damals Deutschland verlassen mußten, als „Emigranten“ zu bezeichnen. Emigranten sind aber laut Duden Auswanderer. Die Menschen, die in den Dreißigerjahren Deutschland verließen, waren doch viel eher „Heimatvertriebene“ – ein Begriff, der inzwischen von einem bestimmten politischen Lager okkupiert wird.

Diese Arbeit, die ich dem Andenken meines Vaters, Prof. Dr. A. Laqueur, meines Schwiegervaters, Prof. Dr. F. Baade¹ und unseres gemeinsamen Freundes, Prof. Dr. H. Wilbrandt widme, erhebt keinen Anspruch darauf, eine historische Dokumentation zu sein. Sie fußt praktisch ausschließlich auf meiner Erinnerung. Ich habe das Thema schon in verschiedenen Referaten behandelt, so in meinem Beitrag zur Festschrift der Türkischen Regierung zum 100. Geburtstag Kemal Atatürks 1981, in dem Referat „Ankara – einst und jetzt“, das ich zwischen 1984 und 1986 in verschiedenen Städten gehalten habe, sowie in meiner Festrede zum zehnjährigen Bestehen der deutsch-türkischen Freundschaftsgesellschaft in Berlin am 1. März 1986.

* Eine frühere Version des Textes ist 2006 in der deutschsprachigen Internetzeitung Istanbul Post unter dem Titel: Der deutsche Beitrag zur Entwicklung der türkischen Hauptstadt erschienen.

** Dieser Text meines Vaters Kurt Laqueur (1914-1997) war die Grundlage für mehrere Vorträge, die er in Institutionen der Erwachsenenbildung ebenso wie in Schulen hielt. Er dürfte ca. 1988/90 entstanden sein. Ich habe lediglich einige offensichtliche Fehler korrigiert und Fußnoten ergänzt. – Bremerhaven, im Mai 2007, Hans-Peter Laqueur.

¹ Vgl. zu Fritz Baade den Beitrag von Edzard Reuter in diesem Band.



Prof. Dr. Fritz Baade (Pfeil)

Grundlegend wurde die Thematik von Horst Widmann behandelt.² Fritz Neumark berichtet in seinen sehr persönlich gehaltenen Erinnerungen vor allem über das Wirken der Deutschen in Istanbul.³ Zu erwähnen wäre in diesem Zusammenhang noch der kürzlich erschienene Scurla-Bericht.⁴ Scurla, Oberregierungsrat im Reichserziehungsministerium,⁵ bereiste im Jahre 1939 die Türkei, um sich auch in Ankara über die „verjudete Emigrantenclique“ zu informieren und nach Berlin zu berichten. Dieses Buch wirft ein Schlaglicht auf das Verhältnis des Dritten Reichs zu den Menschen, denen man in Deutschland die Existenz geraubt hatte, und die nun in der Türkei deutsche Kulturarbeit im besten Sinne des Wortes leisteten. Es muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß alle Versuche des Herrn Scurla und der Nazis überhaupt, auf die Türkische Regierung dahingehend einzuwirken, die in ihrem Lande tätigen Deutschen durch linientreue Nazis zu ersetzen, zum Scheitern verurteilt waren: Die Türkei hat, obgleich Deutschland gegenüber stets aufgeschlossen und durch ein langfristiges Freundschafts- und Handelsabkommen verbunden, immer deutliche Distanz zum Nationalsozialismus gehalten.

² Widmann, H., *Exil und Bildungshilfe. Die deutschsprachige akademische Emigration in der Türkei nach 1933*, Bern 1973.

³ Neumark, F., *Zufucht am Bosphorus*, Frankfurt am Main 1980.

⁴ Grothusen, K. D. (Hg.), *Der Scurla-Bericht, Migration deutscher Professoren in die Türkei im Dritten Reich*, Frankfurt am Main 1987.

⁵ Nach dem Krieg machte Herbert Scurla (1905-1981) eine zweite Karriere als erfolgreicher Autor von historischen Sachbüchern und Biographien in der DDR.

Als Mitte der Dreißiger Jahre zahlreiche deutsche Wissenschaftler und Künstler einen Ruf in die Türkei erhielten, war natürlich Freude und Dankbarkeit das vorherrschende Gefühl; daneben aber war eine gewisse Überraschung, ja manchmal sogar Ratlosigkeit unverkennbar. Was wußte man schon von der Türkei? Reminiszenzen aus dem ersten Weltkrieg wurden lebendig, mancher griff vielleicht auch zu Moltkes „Briefe aus der Türkei“. Man wußte, daß wie in Deutschland der Kaiser in der Türkei der Sultan abgesetzt war, wußte womöglich auch von Kemal Pascha, der Anfang der Zwanziger Jahre an der Spitze der türkischen Armee die Griechen aus dem Lande vertrieben und die Türkische Republik geschaffen hatte. Und eben diesem Kemal Pascha, der als Kemal Atatürk in die Geschichte eingegangen ist, hatte man es nun zu verdanken, daß ein Ruf in die Türkei gekommen war.

Denn Kemal Atatürks Ehrgeiz und Streben war von dem Gedanken beseelt, sein Land in einen modernen Staat nach europäischen Maßstäben zu verwandeln. Es ist hier nicht der Ort, die Probleme und Schwierigkeiten aufzuzeigen, mit denen der Türkische Staatspräsident dabei zu kämpfen hatte. Für uns ist in diesem Zusammenhang von entscheidender Bedeutung, daß seine Bestrebungen zu diesem Zeitpunkt kulminierten, zu dem in Deutschland Persönlichkeiten „freigesetzt“ wurden, die für die in der Türkei anfallenden Aufgaben qualifiziert waren.

Atatürk hatte bald nach der Gründung der Türkischen Republik (1923) die Reform des Hochschulwesens in Angriff genommen. Er löste die damals einzige Universität des Landes, Istanbul, auf und ordnete einen Neuaufbau nach internationalem Vorbild an. Daneben sollte Ankara, die neue Hauptstadt der Türkei, nicht nur administrativer, sondern auch geistiger Mittelpunkt des jungen Staates werden.

Diese Zielsetzung schien damals waghalsig, ja manchem unrealistisch. Ankara war eine der vielen Provinzhauptstädte aus der Sultanszeit, die zum Zeitpunkt der Gründung der Republik kaum mehr als 20.000 Einwohner zählte. Bezeichnenderweise hieß ihr Zentralplatz Taşhan = Steinhaus, denn dort stand das einzige nennenswerte Gebäude der Stadt, das aus Stein errichtet war; der Platz wie auch die Straßen versanken nach Regenfällen jeweils in tiefem Schlamm, und Lastträger verdienten sich dann ein Bakschisch damit, daß sie Passanten von der einen auf die andere Straßenseite trugen. Einziges Plus von Ankara war, daß die Stadt bereits an das Eisenbahnnetz angeschlossen war.

Atatürk hatte Ankara aus drei Gründen ausgewählt:

- er wollte den Bruch zur osmanischen Epoche mit der Sultans- und Kalifenstadt Konstantinopel auf diese Weise demonstrieren
- er wollte vor allem seinen eigenen Landsleuten Anatolien als Kernstück des von ihm konzipierten neuen Staates deutlich machen
- und er ging als alter Generalstäbler davon aus, daß Ankara, weit vom Meer abgelegen, im Falle eines militärischen Konflikts besser zu verteidigen sei als Istanbul mit seinen langgezogenen Küsten.

Ankara war nun damals für den türkischen Bürger nichts weniger als attraktiv. Die Städter lebten in Istanbul und Izmir, an den Küsten des Mittelmeers oder am Schwarzen Meer, an den grünen Hängen des kleinasiatischen Olymps, in Bursa. Für sie hatte die Steppenstadt Ankara – ohne Meer und Binnenseen, spärlich von schütterem Grün überzogen – keinen Reiz. Eine Versetzung nach Ankara war für die meisten – noch bis zum Zweiten Weltkrieg hin – eine Art „Dienstverpflichtung“, der man sich so schnell wie möglich wieder zu entziehen versuchte. Die Familie ließ man ohnehin lieber „zu Hause“, in Istanbul oder Adana, in Izmir oder Samsun. Und so waren auch die Kenntnisse hinsichtlich Lage und Bedeutung der neuen Hauptstadt bei dem Durchschnittstürken äußerst bescheiden: Ein Istanbuler, damals nach der Dauer einer Bahnfahrt nach Ankara befragt, konnte nur selten eine richtige Auskunft geben. Für ihn endete die Zivilisation am kleinasiatischen Ufer des Bosphorus.

Aber all dies war für Atatürk eher Ansporn als Hindernis dafür, seinen ehrgeizigen Plan, aus Ankara eine moderne Hauptstadt zu machen, in die Tat umzusetzen. Für seine Planung ergaben sich zwei Schwerpunkte, die sich in weitem Maße gegenseitig ergänzten: Zum einen sollte die Türkei eine moderne Verwaltung mit einem fachkundig geschulten Beamtenstab erhalten, zum anderen sollte die Bevölkerung, und insbesondere die Jugend, bildungsmäßig in das 20. Jahrhundert hineingeführt werden. Sie sollte auch mit der modernen Wirtschaft, der Industrie, vor allem aber auch mit der Wissenschaft im europäischen Sinne vertraut gemacht werden.

Um hierfür zunächst die äußeren Voraussetzungen zu schaffen, war eine entsprechende Stadtplanung notwendig. Südlich des alten Ankara erwuchs aus der Steppe eine moderne Stadt mit Ministerien, einem großzügig gestalteten Diplomatenviertel, der Universität und dem Musterkrankenhaus, mit dem Konservatorium und Ausstellungshallen, vor allem aber mit einem Wohnviertel, konzipiert für 250 000 Einwohner. Damals schüttelte man den Kopf: eine Viertelmillion Menschen in dieser sozusagen auf dem Reißbrett entwickelten Stadt? Unvorstellbar! Um es vorwegzunehmen: Ankara hat heute mehr als drei Millionen Einwohner.

Großer Wert wurde auf die Bepflanzung der für heutige Ansprüche viel zu schmalen Straßen sowie vor allem des breiten Boulevards gelegt, der das alte Ankara mit der Neustadt verbindet und durch diese hinauf auf die südliche Höhe zum Präsidentenpalais führt. Als ein Caféhaus-Besitzer an eben diesem Boulevard einen Baum fällen ließ, der den Eingang zu seinem Lokal behinderte, wurde dieses prompt geschlossen, und der Besitzer wanderte für einige Wochen ins Gefängnis!

Aber auch Erholung und Zerstreuung sollten in der neuen Hauptstadt zu ihrem Recht kommen. Vor den Toren Ankaras ließ Atatürk ein Mustergut anlegen, dem drei Aufgaben zufielen: Das Gut sollte Ausbildungsstätte für junge Landwirte werden, es sollte Ankara mit frischen Erzeugnissen versorgen, und es sollte den Städtern Erholung und Ablenkung bieten. Es gibt dort seither, in grüne Anlagen eingebettet, ein Schwimmbassin, einen kleinen Zoo und – last but not le-

ast – einen großen schattigen Biergarten, der von der damals errichteten ersten Brauerei in Anatolien versorgt wird – ein beliebtes Ausflugsziel, vor allem im Sommer.

Von besonderer Bedeutung war aber die damals schon fast revolutionär wirkende Initiative Atatürks, der neuen Hauptstadt auch auf musikischem Gebiet einen führenden Platz im Lande zu verschaffen. Das türkische Volk kannte bis in die Zwanzigerjahre hinein praktisch nur seine eigene Kultur, die Werke türkischer Autoren, die türkische Volksmusik, auf traditionellen Instrumenten gespielt, gesungen in einer uns fremden Tonalität, erwachsen aus Jahrhunderte alten Überlieferungen. Nur eine kleine Minderheit unter den Städtern – oft in Europa erzogen – kannte westliches Theater, schätzte europäische Musik.

Nun wurde in Ankara ein Konservatorium gegründet, das die Aufgabe hatte, junge Menschen mit unserer Musik, mit dem europäischen Theater vertraut zu machen. Als Nahziel galt die Schaffung eines Sinfonie-Orchesters, auf längere Sicht die Bildung eines Opern-Ensembles. Beide Ziele sind nun schon seit mehreren Jahrzehnten erreicht worden.

Das also ist das Bild von Ankara in den „Gründerjahren“, es umreißt damit auch in etwa die Aufgabengebiete, in denen die Türkei auf die Mitarbeit ausländischer Experten hoffte:

- den Aufbau von Ministerien, die westlichen Vorbildern entsprechen – die Berufung von Spezialisten auf dem Gebiet der Verwaltung, der Wirtschaft, des Verkehrswesens, der Medizin, des Bergbaus u.a.m.
- die Schaffung von Lehrstühlen nach internationalem Standard, wobei es zu den Aufgaben des ausländischen Professors gehörte, fähige türkische Nachfolger heranzubilden
- die Verpflichtung von Musikern und Regisseuren, um die entsprechenden Planungen in die Tat umzusetzen.

Was konnte nun real geschehen, um entsprechende befähigte Persönlichkeiten zu gewinnen? Die Türkei ging hierfür zunächst den üblichen diplomatischen Weg und erteilte ihren Auslandsvertretungen entsprechende Weisungen. Es ist bezeichnend für die Erwartung und Ansprüche, welche die Türkei hatte, daß sie damals in Deutschland für die Auswahl qualifizierter Mediziner Ferdinand Sauerbruch, für die Berufung musischer Erzieher Paul Hindemith um Rat und Vorschläge bat. Zu diesem Zeitpunkt hatte auch noch, wenn ich mich recht entsinne, beim Auswärtigen Amt in Berlin ein gewisses Wohlwollen und eine Bereitschaft zur Unterstützung der türkischen Initiativen bestanden.

Einen entscheidenden Anteil an der Berufung deutscher Experten – vor allem an die Universität Istanbul – hatte aber die „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler“, eine in Zürich von deutschen Hochschullehrern, die aus politischen und rassistischen Gründen von ihren Lehrstühlen in Deutschland entfernt worden waren, ins Leben gerufene Vereinigung: Der Pathologe Philipp Schwarz, einer der

Gründer, schaffte es, daß Dank seiner Organisation zahlreiche Lehrstühle am Bosphorus mit deutschen Wissenschaftlern besetzt wurden.

Die Berufungen nach Ankara dagegen erfolgten auf den verschiedensten Wegen. So gelang es z.B. Baade, der im März 1933 in Deutschland untertauchen mußte, nachdem er gegen das sogenannte „Ermächtigungsgesetz“ gestimmt hatte, dank seiner internationalen Kontakte einen Ruf in die Türkei zu erhalten und sowohl Ernst Reuter als auch Hans Wilbrandt dorthin nachzuholen.

Wenn nun schon, wie geschildert, die Kenntnisse eines Durchschnittstürken um die neue Hauptstadt bescheiden waren, wie sollte sich ein Deutscher – nach Ankara berufen – auf mehrere tausend Kilometer Entfernung ein richtiges Bild von der Stadt im allgemeinen und seinem Wirkungskreis im besonderen machen? Eine Erkundungsreise dorthin konnte man sich aus finanziellen Gründen nicht leisten, und Informationsmaterial gab es praktisch nicht.

Also startete man, glücklich darüber, einen neuen Wirkungskreis zu finden, und dankbar dafür, für sich und seine Familie wieder eine gesicherte Existenz schaffen zu können, nach Ankara. Man fuhr mit der Bahn über den Balkan, oder – wenn das Geld noch reichte – mit dem Schiff von Venedig nach Istanbul, um von dort aus den sogenannten *Anadolu Ekspresi* nach Ankara zu besteigen.

Es war schon ein seltsames Gefühl: Abends war man von Istanbul aus mit dem Schiff über den Bosphorus übergesetzt, um am kleinasiatischen Ufer den Zug zu besteigen, einen Schlafwagenzug nach guter alter Wagon-Lits-Tradition. (Die türkische Regierung bezahlte die Reise für die ganze Familie, übrigens auch den Umzug.) Vom Speisewagen aus sah man noch die reizvollen Ufer des Marmarameers mit seinen Villenvororten, seinen Fischerdörfern. Und am kommenden Morgen dampfte der Zug durch eine schier grenzenlose Steppenlandschaft: Sand, Steine, gelegentlich niedriges Buschwerk, hin und wieder ein kleines Dorf aus Lehmhütten, Schafe, Ziegen, sonst nichts. Und dann wurde es grüner: Man hatte die Station des Musterguts erreicht, die letzte Station vor der Hauptstadt. Nach kurzem Halt ging es weiter; nach zehn Minuten wieder ein Stop. Wo war man? Augenscheinlich sozusagen „nirgends“. Aber dann zeigten sich außen an den Fenstern Gesichter: Gepäckträger, die auf dem Bahnsteig unter freiem Himmel die Reisenden erwarteten, etwas entfernt ein kleines Stationsgebäude. Man war angekommen!

Über breite Straßen ging es dann ins Hotel Bellevue, wo Zimmer für die Anreisenden bereit standen, und von dort aus ging man auf Wohnungssuche. Alles war uns damals schrecklich fremd, sehr ungewohnt und oft irritierend. Für die älteren unter uns, die von Kind auf in Deutschland gelebt und gewirkt hatten, war die Umstellung schon ganz gewaltig; wir jüngeren gewannen der neuen Umgebung schon bald positive Seiten ab.

Etagenwohnungen waren damals in Ankara so gut wie unbekannt. Die Ankaraner Neustadt bestand fast durchweg aus einstöckigen Häusern: Der Wirt wohnte im Parterre und vermietete den Oberstock. Wenn auch diese Wohnungen

nicht immer den Ansprüchen genügten – insbesondere was die hygienischen Einrichtungen und die Versorgung mit Wasser anging – so waren sie doch andererseits oft recht reizvoll. Von großen Terrassen aus bot sich in den locker gebauten Siedlungen oft ein schöner Blick auf die umliegenden Berge. Das Angebot war recht groß, und so wechselte man bald vom „Bellevue“ in die eigenen vier Wände.

Hauspersonal war unumgänglich. Manche Familien hatten ihre Haushilfen aus Deutschland mitgebracht. Für die anderen ergab sich eine unerwartete Situation: Weibliche Kräfte gab es in Ankara praktisch nicht, und so verpflichtete man sich einen Diener – und fuhr in der Regel nicht schlecht damit. Diese Jungen – zwischen etwa 17 und 25 Jahren alt (ihr genaues Alter wußten sie meist selbst nicht) – waren enorm fleißig und leistungsfähig, dazu oft gute Köche. Zwar waren ihnen die deutschen Lebensgewohnheiten und europäisches Mobiliar und Inventar zunächst fremd, aber sie lernten meist schnell. Beim Besuch des sehr reizvollen Wochenmarktes waren sie unentbehrliche Begleiter. Sie hatten einen sicheren Blick für die Qualität der Ware und entwickelten einen glühenden Ehrgeiz beim Herunterhandeln von Preisen. Den Kauf von Hühnern und Eiern untersagten sie der Hausfrau: Die hält man sich selber im Garten. Und so wurde manche brave Professorenfrau in Ankara Herrin über eigenes Federvieh.

Ein erhebliches Hemmnis war natürlich zunächst die Sprache. Bei aller sonstigen Begabung dieser Jungen – Deutsch haben sie damals auch nicht andeutungsweise gelernt. Aber die Unseren machten schon bald einige Fortschritte im Türkischen, obgleich es recht schwer war, wirklich qualifizierte Sprachlehrer zu finden.

Haupteinkaufsquelle für die Hausfrauen waren neben dem Wochenmarkt die beiden Lebensmittelgeschäfte am Taşhan mit praktisch gleichem Angebot. Die Inhaber waren christliche Bulgaren und führten daher auch Schweinefleisch und Wurstwaren. Jede Hausfrau schwor auf ihren Metzger. Die beiden Läden lagen Tür an Tür, und so traf man sich praktisch täglich dort. Man nahm dafür den Omnibus – je nach Wohnung die rote oder die blaue Linie. In der Nähe der Wohnung konnte man damals nur Brot und in bescheidener Auswahl Obst und Gemüse kaufen. Auch die Herren der Schöpfung nahmen den Bus – Privatwagen besaß damals noch niemand – soweit sie nicht den Weg zu den praktisch ausnahmslos in der Neustadt gelegenen Wirkungsstätten zu Fuß zurücklegten.

Linienbusse gab es erst seit kurzer Zeit. Sie hatten am Taşhan ihre zentrale Abfahrtsstätte und fuhren von dort aus in mehr oder minder regelmäßigen Abständen in die verschiedenen Wohnviertel. Auch davor fuhren die Busse vom Taşhan ab; sie hatten aber noch keine feste Linienführung, sondern richteten sich bei ihren Fahrten nach den Wünschen der Fahrgäste.

Eine andere Kuriosität aus diesen „Gründerjahren“ waren die Telefonbücher. Sie waren nach Vor-, und nicht nach Familiennamen alphabetisch geordnet. So war z.B. auch die Familie Wilbrandt unter „Hans“ zu finden.

Das Gesetz, das den Bürgern die Führung eines Familiennamens vorschrieb, war damals erst wenige Jahre alt. Der Nachname hatte sich daher damals kaum eingebürgert (auch heute noch spielt er unter Freunden, Kollegen und Bekannten kaum eine Rolle. Geläufig ist jedermann vielmehr der Vorname seines Gesprächspartners – etwa zu vergleichen mit dem entsprechenden Brauch in angelsächsischen Ländern.) Damals war es nun ein mühseliges, ja kaum realisierbares Unterfangen, z.B. unter den Hunderten von Alis im Telefonbuch den richtigen zu finden, es sei denn, man kannte seine Adresse. Auch in einem Ministerium z.B. nach einem Herrn Özal zu fragen, hätte keinen Erfolg gebracht. Weder der Pförtner noch sonst jemand hätte gewußt, daß es sich dabei um Turgut Bey handelt. Nun gab es natürlich überall in der Regel mehr als einen Ali, einen Turgut; diese wurden dann durch entsprechende Attribute unterschieden (der große Turgut, der Ali aus Bursa usw.). Eine weitere Kuriosität bestand darin, daß leibliche Brüder hin und wieder verschiedene Nachnamen führten. Die Frist für die Eintragung des neuen Nachnamens war bei der Gesetzgebung verhältnismäßig kurz gehalten, und so konnten sich Brüder, wenn sie geographisch weiter von einander wohnten und – womöglich als Analphabeten – Schwierigkeiten mit der Verständigung hatten, nicht untereinander absprechen.

All dies war für den Neuankömmling natürlich noch zusätzlich erschwerend. Aber die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, mit der man ihm eigentlich vom ersten Augenblick an im Lande begegnete, trugen wesentlich zu einem raschen Einleben bei. Hinzu kam noch, daß Ankara damals mit seinen wohl rund 60.000 Einwohnern und einer verhältnismäßig kleinen Intelligenzschicht recht überschaubar war: Die Akademiker, die höheren Beamten und Offiziere bildeten quasi eine große Familie, in welche die ausländischen Experten praktisch einbezogen wurden. Dies kam am 29. Oktober, dem türkischen Nationalfeiertag, zum Ausdruck: Die türkische Regierung lud die „Familie“ zu einem luxuriösen Abendessen ein. Die Buffets bogen sich förmlich unter türkischen und internationalen Spezialitäten. Wein und Sekt flossen reichlich, und Tanzorchester sorgten für die nötige Stimmung. Man feierte bis zum frühen Morgen. Es gab aber nun in Ankara keinen Raum, der die wohl einige hundert Gäste aufgenommen hätte. So wurde unterteilt: Die ganz „Auserlesenen“ wurden in das Hotel Ankara Palas, die übrigen in die Ausstellungshalle eingeladen. Es versteht sich von selbst, daß es bei dieser Unterteilung auch bei den Deutschen kleine Eifersüchteleien gab. Die beiden Kreise waren zwar etwa gleich groß, aber im Ankara Palas war eben auch Atatürk anwesend. Zuletzt wurde 1936 gefeiert, in den folgenden Jahren machte die Krankheit und der Tod Atatürks (10.11.38) solche Veranstaltungen nicht mehr möglich.

Alltag und Arbeit bestimmten das Leben der deutschen Familien. Ein gewichtiges Problem bildete zunächst natürlich die Schulfrage: Die meisten Familien hatten schulpflichtige Kinder, und nur die wenigsten konnten sich entschließen, diese auf türkische Schulen zu geben. Es gab wohl eine Schule an der Deutschen Botschaft. Aber obgleich in der allerersten Zeit wohl noch die meisten der Exper-

ten einen Antrittsbesuch gemacht hatten, waren sie nicht bereit, auch nur den Versuch zu unternehmen, ihre Kinder bei der Botschaftsschule anzumelden – die sie wahrscheinlich auch nicht aufgenommen hätte.

Das Problem fand eine ebenso überraschende wie glückliche Lösung: Ein türkischer Ingenieur war mit einer Deutschen verheiratet, die sowohl in Deutschland als auch an der Sorbonne studiert und ganz ausgezeichnete Examen abgelegt hatte. Frau Kudret (unter diesem Namen war und ist sie bekannt – sie unterrichtet im Alter von 92 Jahren auch heute noch⁶ – obgleich es sich bei Kudret um den Vornamen ihres Mannes handelt) übernahm es, für die Kinder einen Privatschulunterricht einzurichten, in dem sie allein alle – vom ABC-Schützen zum angehenden Abiturienten – in allen Fächern mit großem Erfolg unterrichtete. Die damalige junge Generation – heute auch schon um die sechzig – hat Frau Kudret ihre fundierte Schulbildung zu verdanken.

Über das fachliche Wirken der Familienväter weiß ich leider wenig zu berichten. Sie haben, soweit ich dies beurteilen kann, auf ihrem Fachgebiet oft Hervorragendes geleistet und die Erwartungen der türkischen Regierung nicht enttäuscht. Sie haben es ausnahmslos auf sich genommen, im Rahmen ihrer Arbeit Anatolien zu bereisen, und das bedeutete damals, daß sie meist große körperliche Strapazen, ja auch gesundheitliche Gefährdung auf sich nahmen; sie waren ihren türkischen Mitarbeitern, denen Anatolien zumindest ebenso fremd war, ein gutes Vorbild. Archäologen und Geologen waren praktisch von Frühjahr bis Herbst unterwegs, ebenso die Spezialisten, die sich mit der Erschließung von Mineralien, Kohlevorkommen usw. befaßten, die Verkehrswege und Transportmöglichkeiten untersuchten und rationalisierten. In der Hauptstadt selber waren es vor allem die deutschen Ärzte, die bald ein großes Vertrauenskapital gewannen. Auf die Künstler komme ich noch zu sprechen.

Die Verträge der Experten liefen meist über 4 Jahre. Sie sahen eine zum Zeitpunkt des Vertragsabschlusses angemessene Bezahlung vor, die aber trotz steigender Preise in keinem Fall erhöht wurde. Die Verträge der nicht unmittelbar an einem Ministerium Beschäftigten wurden nach Ablauf in der Regel um jeweils ein Jahr verlängert, wobei in praktisch allen Fällen die Mittel zur Gehaltszahlung nicht kontinuierlich bereit standen, sodaß es immer wieder zu „Durststrecken“ kam.

Die Verträge der Experten am Wirtschaftsministerium, zu denen u.a. Wilbrandt und Baade gehörten, wurden bei Kriegsausbruch nicht verlängert. Beide übersiedelten nach Istanbul und waren dort freiberuflich tätig.

Die Experten-Verträge sahen die Möglichkeit der Überweisung von 20% des Gehalts ins Ausland vor. Das gab zum einen die Möglichkeit, Familienmitglieder in Deutschland zu unterstützen, zum anderen gestattete es, Ersparnisse ins Aus-

⁶ Sie unterrichtete fast bis zu ihrem Tod 1992 im Alter von 96 Jahren. Erwähnt wird die Lehrerin auch von Edzard Reuter in seinem Beitrag zu diesem Band.

land, z.B. in die Schweiz oder in die USA zu transferieren. Dank dieser Konten war aber auch die Möglichkeit zu Ferien im Ausland gegeben, sofern man nicht den Urlaub am türkischen Meeresgestade verbringen wollte. Aber die Deutschen entdeckten auch den kleinasiatischen Olymp, den knapp 2000 m hohen Uludağ bei Bursa, als Reiseziel. Der in Istanbul tätige Nationalökonom Gerhard Kessler reimte: „Uludağ, du bist verloren, überall sind Professoren.“

Es ging dort oben noch etwas primitiv zu. Das Hotel bot zwar ein wenig Komfort, die „Hütte“ aber, an die zünftige deutsche Bergsteiger ihr Herz verloren, bestand aus je einem großen Gemeinschaftsschlafsaal für Männer und Frauen. Unterkunft und Vollverpflegung kostete damals ein Türkisches Pfund = 2 Reichsmark pro Person und Tag!

Man verließ damals Ankara in den Sommermonaten. Nicht nur alle Abgeordneten, auch die Minister und der Staatspräsident selbst wichen der zentralanatolischen Hitze aus und verbrachten die Sommermonate in Istanbul.

Aber auch der Ankaraner Alltag bot Zerstreuung. Das Konservatorium war zu einem kulturellen Mittelpunkt geworden. Paul Hindemith hatte Ernst Prätorius, bis 1933 Generalmusikdirektor in Weimar, und Eduard Zuckmayer, einen hervorragenden Musikpädagogen, sowie eine Anzahl besonders qualifizierter Orchestermusiker nach Ankara gebracht. Prätorius schuf aus den Schülern des Konservatoriums ein Orchester, das bald beachtliches Niveau erreichte und das den Kern zu dem später gebildeten Ankaraner Sinfonie-Orchester bildete. Letzteres ist heute weit über die Grenzen der Türkei hinaus bekannt.

Dieses Orchester konzertierte jeden Samstag nachmittag mit stets wechselndem Programm vor einem großen Auditorium. Schon Stunden vor Beginn drängten sich die Studenten in den Saal. Für die offiziellen Gäste, zu denen stets der spätere türkische Staatspräsident İsmet İnönü gehörte, sowie für die Ausländer waren Plätze reserviert. Es war beeindruckend, diese jungen Menschen mit Hingabe musizieren zu sehen. Interessant war auch ihre und des Publikums Reaktion auf die Komponisten, die ihnen zunächst alle gleichermaßen fremd waren: Bach und Händel sowie die damaligen Modernen (z.B. Hindemith und Höller) stießen – wohl aufgrund ihrer klar gegliederten Musik – auf größeres Verständnis als die Klassiker, von den gefühlsbetonten Romantikern ganz zu schweigen. Zu Prätorius und Zuckmayer war wenig später auch Carl Ebert, der große Regisseur, gestoßen, und unter seiner Leitung nahm das Projekt „Oper“ Form an. Zunächst führte man einzelne Akte aus „Tosca“ und der „Bohème“ auf, aber schon gegen Ende des Zweiten Weltkriegs verfügte das Opernhaus über ein großes Repertoire. Interessant ist übrigens, daß schon damals – und heute noch in größerem Maße – türkische Künstlerinnen internationales Format gewannen (im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen). Die Sopranistin Leyla Gencer wurde Ende der Dreißigerjahre an die Mailänder Scala verpflichtet. Pianistinnen wie İdil Biret und die Zwillinge Süher und Güher Pekinel sind heute öfter in westeuropäischen Konzertsälen zu hören als in der Türkei.

Neben der Musik war es damals die Fakultät für Sprache, Geschichte und Geographie, der Nukleus der heranwachsenden Universität Ankara, die vielseitige Anregung bot. An dieser Fakultät wirkten u.a. der weltberühmte Assyrologe Bruno Landsberger, der Hethitologe Hans-Gustav Güterbock, der Sinologe Wolfram Eberhard, der Indologe Walter Ruben, ausnahmslos Wissenschaftler, die von ihren deutschen Lehrstühlen vertrieben worden waren. Die Veranstaltungen und Exkursionen dieser Wissenschaftler waren natürlich in hohem Maße interessant.

Aber Bildungshunger ist nicht immer alles, deshalb zum Schluß noch ein kleiner gastronomischer Exkurs: Ankara verfügte damals nur über zwei Lokale im eigentlichen Sinne (die türkischen Garküchen konnten für ein „Ausgehen“ beim besten Willen nicht in Betracht kommen), das Restaurant „Mustergut“, das sich durch gute Küche, schnelle Bedienung und billige Preise auszeichnete: ein viergängiges Menu kostete 0,45 Türkisches Pfund – sowie das Restaurant „Karpiç“.

Atatürk war Anfang der Zwanzigerjahre in Istanbul häufiger Gast in dem Feinschmecker-Restaurant „Bon Gout“, welches der vor den Sowjets aus Moskau geflohene Anwalt Karpiç eröffnet hatte. Aus dem Bestreben heraus, Ankara ein internationales Flair zu geben, drängte Atatürk den zunächst überhaupt nicht begeisterten Karpiç, seinen Wirkungskreis nach Ankara zu verlegen. Und dort wurde „Baba Karpiç“, nicht nur aufgrund der Tatsache, daß Atatürk zu seinen Stammgästen zählte, bald zu einem Mittelpunkt der Stadt. Wenn man sich damals etwas leisten wollte, ging man zu Karpiç essen; und wenn der alte Karpiç bei Laune war, stand plötzlich ein Schälchen Kaviar als Gruß von ihm auf dem Tisch. Aber Karpiç war nicht nur ein ausgezeichneter Koch, er war auch ein großartiger Mensch. Vielleicht aus seiner eigenen bitteren Erfahrung heraus half er, wo er nur konnte, aber das wissen nur wenige.

Ankara in den Dreißiger Jahren: Alle, die dort wirken durften und mit ihren Familien eine neue Heimat fanden, sind der Türkei dafür bis heute zutiefst dankbar. Sie haben sich von Anfang an bemüht, diesen Dank abzustatten, indem sie die ihnen gestellten Aufgaben nach bestem Wissen erfüllten und stets bemüht waren, den Türken gute Mitbürger zu sein. Die Türkei hat das ihrige getan, um ihnen das Leben zu erleichtern.

Ohne das Wissen um das, was damals in der Heimat geschah, und ohne die Sorgen um die Zukunft hätten wir damals recht unbeschwert leben können. Heute erscheint es mir als unsere vordringlichste Aufgabe, dafür zu sorgen, daß unsere türkischen Freunde in der Bundesrepublik vor Diskriminierung geschützt werden und so leben und arbeiten können, wie uns dies vor fünfzig Jahren in der Türkei möglich war.

